

RACHEL VAN DYKEN

FALLEN GODS

Sie ist seine größte Versuchung.
Und sein Untergang.

Forever

Rachel van Dyken

Fallen Gods

RACHEL VAN DYKEN

FALLEN GODS

Sie ist seine größte Versuchung.
Und sein Untergang.

Roman

Aus dem Englischen
von Andrea Fischer

Forever

Forever by Ullstein
www.ullstein.de

Die englische Originalausgabe erschien 2025 bei Red Tower Entangled
Publishing.

ISBN 978-3-95818-821-1

1. Auflage Oktober 2026

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage

© der deutschsprachigen Ausgabe

2026 by Ullstein Buchverlage GmbH,

Friedrichstraße 126, 10 117 Berlin / Forever

© 2025 by Rachel van Dyken

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

nach einer Vorlage von LJ Anderson, Mayhem Cover Creations

Gesetzt aus der Albertina powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für meinen Großvater Gjengstø (Jacobsen) –
wer hätte gedacht, dass sich all die Bücher über nordische
Mythologie, die Du mir gegeben hast, einmal auszahlen würden.
Dir habe ich mein norwegisches Erbe zu verdanken. Ich hab Dich
so lieb, Grandpa, und ich bin Dir sehr dankbar für die vielen
Geschichten, und auch wenn Du nicht mehr hier bist und sehen
kannst, wie ich meine eigenen schreibe, weiß ich, dass Du stolz auf
mich bist. Strahle in Helheim!

In *Fallen Gods* wandeln mythologische Gestalten unter den Sterblichen ... und schmieden Umsturzpläne. Daher enthält diese Geschichte Elemente, die möglicherweise nicht für alle Leserinnen und Leser geeignet sein könnten, darunter Verletzungen, Blut, Tod, Ertrinken, körperliche Misshandlung, Alkoholkonsum, derbe Sprache, gefährliche Situationen und sexuelle Handlungen, von zärtlichen Küssen bis hin zu aggressivem Sex. Es geht um Krieg, Trauer und den Verlust von Angehörigen. Leserinnen und Leser, die empfindlich auf diese Themen reagieren, sollten dies bitte beachten.

Willkommen an der Endir-Universität, wo die Götter Chaos anrichten und Runen aus dem Nebel aufsteigen. Holt Euch Euren Lehrplan. Das wird eine verdammt harte Einführungswoche.

Anmerkung der Autorin

Die nordische Mythologie hat meine gesamte Kindheit geprägt. Mein Großvater machte mich mit vielen Geschichten bekannt und gab mir Bücher über das Thema. Ich sah ihn zwar nicht oft, hatte dafür aber seine Bücher, wenn er unterwegs war. In einigen fehlt inzwischen so manche Seite, andere habe ich für meine Kinder aufbewahrt.

Ich habe ihn oft mit Fragen gelöchert, und wenn es um die Götter in Asgard ging, übertrieb er maßlos. Mein Großvater selbst war eine überlebensgroße Persönlichkeit, und wenn mir als Kind jemand erzählt hätte, er sei Odin, hätte ich gedacht: *Ja, klar! Natürlich ist er das!* Er versuchte, meinen Dad zu überzeugen, dass dessen Erstgeborener den Namen Torbald tragen solle. Am Ende bekam ich eine Schwester (und diese einen anderen Namen), doch wir konnten Grandpa seinen Herzenswunsch schließlich erfüllen, als wir unseren ältesten Sohn Thor nannten. Keine Sorge – wir haben jede Menge Mjölñirs im Haus (alle echt, wenn man meinen Zehnjährigen fragt, pst!).

Mythologie war immer meine Leidenschaft, und es ist wirklich noch mal etwas anderes, wenn sie das Verbindungsglied zur eigenen Kindheit und Familie ist. *Fallen Gods* handelt zwar von nordischer Mythologie und ist aufwendig recherchiert, doch habe ich mir bei vielen Themen ein wenig künstlerische Freiheit erlaubt. Ich wollte eine Was-wäre-wenn-Geschichte schreiben, die die Leserinnen und Leser mit auf eine völlig unbekannte Reise nimmt. Schließlich ist nichts ohne Bedeutung.

Viel Spaß mit meiner Version der Geschichte von den Göttern und

Riesen, die gleich mit einer Warnung beginnt: Für eine Seite wird man sich entscheiden müssen.

Seid umarmt von

RVD

PROLOG

REY

»Würdest du das tun?«, flüstere ich und hasse es, wie meine Stimme dabei zittert.

Wir stehen mitten auf dem Campus, und eine kühle Brise streicht mir über die erhitzten Wangen. Sie verleiht mir den Mut, meine Frage zu wiederholen. »Würdest du mit mir davonlaufen, wenn du wüsstest, dass die Welt untergeht? Wenn du wüsstest, dass die Welt bald in Flammen stehen wird?«

Noch vor einigen Wochen hätte ich nie gedacht, dass wir mal ein Gespräch wie dieses führen würden. Jetzt ist die Luft so kalt, dass sein Atem eine frostige Nebelwolke vor ihm bildet. In einem anderen Leben hätte ich das hübsch gefunden. Jetzt erinnert es mich nur daran, was er in Wirklichkeit ist.

Ein Riese.

Skrupellos.

Mächtig.

Auf seine Weise selbst ein Gott.

Aric verlagert das Gewicht, und Schweigen breitet sich zwischen uns aus wie eine Schlucht, die keiner von uns überwinden kann.

Vielleicht hätte ich mich nie auf ihn einlassen dürfen. Nicht, nachdem ich erfahren hatte, was sich wirklich hinter dem Krieg zwischen Göttern und Riesen verbarg. Jetzt fühlt es sich an, als sei das Ende der Welt gekommen.

»Du zögerst.« Ich bekomme den Satz kaum heraus.

Arics dunkler Blick hält meinen, er schiebt den Kiefer vor.

»Ich kann dir nichts versprechen«, sagt er schließlich. »Nicht, bevor das hier vorbei ist.«

Ich will doch nur hören, dass er zu mir steht. Nie würde ich ihn zu irgendwas zwingen. Ich will bloß wissen, ob er bereit ist, das Risiko einzugehen – für *mich*.

Leise raschelt das Laub der uralten Bäume zwischen uns, eine sanfte Erinnerung daran, wo wir uns befinden ... und was auf dem Spiel steht.

»Das war es also? Wir ziehen es durch.« Meine Wangen brennen, aber ich muss ihm diese Frage stellen. Ein letztes Mal.

Seine Zunge fährt über die Unterlippe, er beißt die Zähne zusammen – als dürfte er nicht zu viel sagen. Ein paar verirrte Schneeflocken schweben durch die Luft, und er sieht mir fest in die Augen.

Ich schüttele den Kopf. Einer von uns muss stark sein.

»Ich brauche keine Kälte«, sage ich und komme mir noch jämmerlicher vor. »Ich will sie nicht.«

»Aber ich brauche deine Wärme«, erwidert er, und ich weiß, dass er es ernst meint. Doch es reicht nicht mehr. Schnee legt sich auf seine breiten Schultern, dieselben Schultern, die schon so viel getragen haben.

»Einer von uns wird sterben«, spreche ich es schließlich aus.

Und tief in mir weiß ich es.

Es wird mich treffen.

I.

REY

Eine Woche zuvor

Der Zettel in meiner Hand ist so zerknüllt und von Schweiß durchweicht, dass die Tinte bestimmt wie ein Brandzeichen auf meiner Haut prangt. Aber das ist es nicht, was mich stört.

Ich habe meine Stiefmutter nie weinen sehen, obwohl mein Vater sie wirklich schlimm behandelt hat. Nicht ein Mal. In all den Jahren war Laufey eine Festung – unerschütterlich, unbeirrbar. Trotz seiner Misshandlungen, trotz ihrer Krankheit, trotz allem.

Bis zum heutigen Tag. Meinem achtzehnten Geburtstag.

Zuerst dachte ich, es läge an dem »Gefallen«, den mein Vater mir nun endlich abverlangen würde – diese eine Aufgabe, von der ich immer schon wusste, dass sie auf mich zukommen würde, obwohl ich darum gebetet habe, verschont zu werden. Doch dann war es so weit.

Aber das hier? Das fühlt sich schwerer an.

Als hätte meine Stiefmutter seit Jahren etwas Furchtbares für sich behalten, hätte ihre Tränen für eben diesen Augenblick aufgespart.

Heute brach Laufey schließlich doch zusammen.

Unter Schluchzen flehte sie mich an: »Bitte, Rey! Tu es nicht! Wir finden eine andere Lösung!«

Ich kann ihr nicht in die Augen sehen. Sie war meine einzige Zuflucht, abgesehen von Rowen. Sie hat mich beschützt, doch jetzt bin ich an der Reihe und muss sie beschützen. Auch wenn sie nicht meine leibliche Mutter ist, ist sie doch die einzige, die ich je gekannt habe. Ihre Tränen verletzen mich wie eine Klinge.

Ich sehe mich im luxuriösen Haus meines Vaters um und wünsche mir zum ersten Mal in meinem elenden Leben, bleiben zu können. Aber das geht nicht. Vater hat mich auf eine Mission geschickt – und mir das Blaue vom Himmel versprochen, wenn ich erfolgreich bin.

Mein Magen zieht sich zusammen, doch Angst gilt nicht. Kann nicht gelten. Nicht, wenn ich damit Laufey im Stich lasse.

»Ich weiß, wovon du träumst, Rey. Mich eines Tages ganz los zu sein«, sagt Vater, unbeeindruckt vom Schluchzen seiner Frau. »Ich weiß, dass es dich bei lebendigem Leib auffrisst.«

Seine Worte graben sich tief in meine Haut, ein Schmerz, dem ich nicht entkommen kann. Ich mache mir nicht die Mühe, es abzustreiten. Stattdessen halte ich seinem dunklen Blick stand und ziehe die Schultern ein klein wenig höher.

Ein eisiges Lächeln legt sich auf sein Gesicht, und mein Blick beginnt zu wandern. Zum weißen Haar, das zu seinem Erkennungszeichen nach hinten gekämmt ist, dem Pferdeschwanz. Zur Klappe über dem rechten Auge. Dem dreiteiligen dunkelblauen Anzug, dem spitzen Gehstock. Der goldenen Krawattennadel, auf der ein Hammer und der Kopf seines Feindes abgebildet sind.

Kommt auf Partys immer super.

Vater sieht zu seinem Bodyguard hinüber, der sich links in den dunklen Türrahmen lehnt, und nickt ihm zu. Wortlos führt Rowen Laufey weg. Er ist nur wenige Jahre älter als ich, aber größer als Vater. Seine Schultern wirken doppelt so breit, er strahlt Jugend und Stärke aus. Und doch scheint er immer der Schwächere von beiden zu sein. Vielleicht, weil er jeder Laune von Vater gehorcht, ohne ihn je infrage zu stellen.

Ich verstehe das. Ich fühle mich in seinem Schatten ebenso klein.

Als Rowen den Arm um Laufey's Taille schlingt und sie einfach packt, dreht sich mir der Magen um. Sie sackt gegen seine breite Brust, und er leitet sie den Gang hinunter zu ihren Gemächern.

Vater ignoriert die beiden.

»Du hast eine Woche, um Thors Hammer zu finden.« Seine Stimme ist scharf, erdrückend. »Räume jeden aus dem Weg, der dich daran hin-

dern will. Zerstöre jeden einzelnen Erikson für das, was sie uns genommen haben, Rey. Aber lass dir Zeit dabei.« Seine Stimme wird tief. »Sie sollen leiden.«

»Woher weißt du, dass Aric den Hammer hat?« Sigurd ist mächtiger. Warum sollten die Riesen den Hammer nicht bei ihm verstecken?

»Ich weiß es einfach.« Vater wird lauter. Ich strengte mich an, nicht zusammenzuzucken. »Weil Arics Eltern den Hammer versteckt haben. Mein letzter Fehler, das zugelassen zu haben.« Er beißt die Zähne aufeinander. »Es ist nicht deine Aufgabe, Fragen zu stellen, sondern das zu tun, was ich von dir verlange.«

Ich nicke. Mehr kann man nicht tun, wenn man von diesem Mann nicht einen Kopf kürzer gemacht werden will. Ich weiß nicht, warum ich dachte, es würde was bringen, ihn nach einer Erklärung zu fragen. Wenigstens hat er nicht gesagt, das sei alles meine Schuld.

Es wäre gut gewesen, wenn ich noch mit Laufey hätte sprechen können, bevor ich mich auf meine Mission begeben, denn sie ist selbst eine Riesin, doch das würde mein Vater niemals erlauben. Sie fürchtet seine Wut so sehr, dass sie jedes Mal den Raum verlassen hat, wenn ich die Eriksons auch nur erwähnt habe. Bei dem Gedanken daran, was Vater ihr in meiner Abwesenheit antun kann, wird mir übel.

Als er sich vorbeugt, mir über die Wange streicht und mich auf die Stirn küsst, zucke ich fast zurück. Eine leichte Berührung, die keinerlei Trost spendet. »Ich bin stolz auf dich. Das weißt du doch, oder? Von all meinen Kindern hast du es am meisten verdient.«

Ich weiß, dass er mir ein Kompliment machen will, doch es fühlt sich eher wie ein Fluch an.

Er lässt die Hand sinken und tritt zurück. »Rowen wird gleich den Wagen vorfahren. Such deine Sachen zusammen, dann geht es los. Ich habe so lange auf diesen Moment gewartet, ich dulde keine weiteren Verzögerungen.« Mit diesen Worten geht er. Sein Stock knallt in einem Rhythmus auf den Marmorboden, der mir verbietet, ihm nachzulaufen.

Ich knirsche mit den Zähnen und schiebe den zerknüllten Zettel von Laufey tief in meine Jeanstasche. Ich habe ihn noch nicht gelesen, aber

das muss ich auch nicht. Mit Sicherheit ist es eine Bitte, diese Mission nicht anzutreten. So was kann ich jetzt gar nicht gebrauchen.

Ich nehme meinen neuen Rucksack und werfe ihn mir über die Schulter. Vater hat recht. Am besten bringe ich das Ganze so schnell wie möglich hinter mich.

Innerhalb weniger Minuten sitze ich mit ihm auf der Rückbank einer eleganten schwarzen Mercedes-Limousine. Geschickt nimmt Rowen die Auffahrt zum Highway, der uns aus Bellevue, Washington, hinausführt – in Richtung Everett und der Endir-Universität, wo ich mein Studium antreten werde.

Ich beobachte den gegen die Windschutzscheibe prasselnden Regen und die hin und her zischenden Scheibenwischer. Jemand hupt aggressiv, und am liebsten würde ich schreien: Ihr wisst gar nicht, wie gut ihr es habt! Ich würde mich *freuen*, wenn ich mich einfach nur über einen schlechten Autofahrer aufregen könnte.

Doch Schmerz bleibt Schmerz – egal, wer man ist. Er ist einfach da. Das Wissen, dass es Menschen gibt, die mehr als ich ertragen mussten, ist der einzige Grund, warum ich die letzten zwei Jahre durchgehalten habe.

Der Grund dafür, dass ich in dieser misslichen Lage stecke, ist mein Vater und das, wozu er fähig ist, und was in diesem Krieg auf beiden Seiten verbrochen wurde. Man könnte behaupten, der Grund liegt darin, dass ich von Geburt an besonders bin.

Doch das stimmt nicht.

Der wahre Grund, warum ich hier bin, besteht darin, dass ich eben *nichts* Besonderes bin. Oder zumindest darin, wie wenig beeindruckend mich ein spezieller Mensch findet.

Kurz blitzt in mir das Bild von warmen braunen Augen auf, und mein Herz schlägt schneller. Wobei, nein, sie waren nicht warm. Ich streiche über die kaum noch sichtbaren Narben auf meinen Fingerknöcheln und konzentriere mich auf den Verkehr.

Rowens wissender Blick trifft meinen im Rückspiegel, schnell wendet er ihn wieder ab. Typisch. Ich betrachte seine schweren, gewellten blon-

den Haare, die ihm bis zu den Schultern reichen, als würde mir das helfen, zu vergessen, wie gespalten wir innerlich sind.

Ich kann mich nicht erinnern, wann genau Rowen mein bester Freund wurde. Er war es einfach – von einem Tag auf den anderen umkreiste er mein Leben wie ein zweiter Mond. Vor drei Jahren zog er bei uns ein, wahrscheinlich direkt nach seinem Highschoolabschluss, aber wir haben uns nie über Hobbys, Geburtstage oder all die anderen Dinge unterhalten, mit denen Menschen normalerweise eine Beziehung zueinander aufbauen, um sich weniger allein zu fühlen. Gemeinsam unter dem Dach meines Vaters zu leben, reichte schon. Trauma schafft eine schnellere Bindung als Zeit.

Nach dem heutigen Tag werde ich Rowen wahrscheinlich nie wiedersehen.

Als mein Vater seine Zeitung aufschlägt, so als gäbe es weder Handys noch Social Media, zucke ich zusammen. Alle paar Sekunden räuspert er sich und rückt seine Krawatte mit der rechten Hand zurecht – die tätowierte Hand, die der Welt genau verrät, wer er ist, wenn sein Gegenüber denn privilegiert genug ist, um zu wissen, was die Runen auf seinen fünf mordlustigen Fingern bedeuten.

Selbst auf einen beiläufigen Beobachter wirken die Zeichen düster und bedrohlich. Natürlich tun sie das. Vater genießt die Aufmerksamkeit anderer Menschen.

Letzten Endes weiß ich genau, zu was für einer Hand die Tattoos gehören. Es ist eine Hand der Autorität, der Schreckensherrschaft. Ich frage mich, was es über mich aussagt, dass meine ersten Tagträume davon handelten, ihm die Finger abzuschneiden.

Ich malte mir aus, ihm seinen Stolz und seine Freude zu nehmen. Einen – Finger – nach – dem – anderen.

Ich seufze wieder und sehe aus dem Fenster. Meine Hand in der Tasche umklammert den Zettel und zerknüllt ihn noch stärker.

Wir winden uns durch den Verkehr. Es ist, als würden wir immer schneller werden. Zu schnell. Wäre es vielleicht besser, wenn wir einen Unfall hätten? Würde das etwas ändern? Wahrscheinlich nicht.

Legenden sterben nicht.

Denn genau das ist meine Familie: legendär.

Mir ist bewusst, wer wir sind. Ich kenne unseren Stammbaum. Von Geburt an wurde er mir eingebläut. Daher weiß ich auch, dass mein Vater mich niemals in Ruhe lassen wird. Nicht, solange ich als einziger Mensch in der Lage bin, ihm das zu bringen, was er begehrt.

Ich weiß genau, dass ihn das fuchst, denn mein Vater ist weder geduldig noch freundlich. Auch nur ein klein wenig die Kontrolle abgeben zu müssen, sich auf jemand anderen zu verlassen, um sein Ziel zu erreichen, tja, das ist für ihn gleichbedeutend mit der Hölle.

Ich muss grinsen. Vielleicht bin ich doch nicht die Einzige, die wütend ist. Vielleicht ist das mein Geburtstagsgeschenk: dass er *mich* braucht.

Ich nehme es an und schäme mich doch dafür.

Ich verdränge die Wut darüber, dass er mein Leben aufs Spiel setzt, um wiederzuerlangen, was uns genommen wurde – was sie uns *gestohlen* haben –, und halte mich an dieser albernsten Vorstellung fest: dass Odin persönlich mich braucht.

Bis letztes Jahr noch wusste er nicht, wo die Eriksons Mjöltnir verwahren. So wurde ich seine letzte Schachfigur und einzige Option.

Er braucht mich. Aber nicht die Menschen, die ich liebe, und deshalb sitze ich in diesem Wagen.

»Du hast genau eine Woche. Mehr Zeit bleibt uns nicht«, sagt mein Vater mit tiefer, heiserer Stimme, der man seine Wut anhört. Wie immer.

Ich rühre mich nicht. Äußerlich. Aber innerlich? Tobt ein Sturm in mir. »Verstanden.«

Ich hefte den Blick wieder auf den Regen, sehe zu, wie er in erratischen Linien an den Scheiben hinabläuft. Das einzig Zuverlässige in einer im Chaos versinkenden Welt. Unbarmherzig, unerbittlich prasselt das Wasser hinab, und doch wird es aufhören, wird es ein Ende haben. Wie alles im Leben.

Der Wagen windet sich eine steile Bergstraße hinauf, bringt uns tiefer ins Herz des Waldes. Früher erzählte mir mein Vater Geschichten über

die Wälder und die Kälte darin, mahnte mich immer, ein früher Frost sei nicht der Anfang, sondern das quälende Ende. Frühe Kälte bedeute, dass die Götter sich regen, nach Rache verlangen.

Ich erschauere und bemühe mich, die Hände still auf dem Schoß zu halten, atme tief durch. Endlich habe ich eine Aufgabe – so böse sie auch sein mag –, und ich darf nicht versagen. Ich schaue auf die hoch aufragenden Kiefern in der zerklüfteten, in unheimlichen Nebel gehüllten Landschaft. Selbst im peitschenden Regen legt sich der märchenartige Nebel um die Bäume, breitet sich über grünes Moos und dünnes Eis, und ich erkenne: Es ist schön hier. Friedlich.

Immerhin besser als in Bellevue.

Ich hasse den Schmutz und die Hektik der Stadt.

Noch mehr hasse ich, was mein Nachname dort bedeutet.

Als wir uns Lake Stevens nähern, der Heimat der Eriksons, wird der Wald dichter. Dies ist die Familie, die ich in Endir umkreisen muss. Sie hat die Universität gegründet, die mein neues Gefängnis sein wird.

Und natürlich wird auch der älteste Sohn dort sein: Aric. Denn es reicht ja nicht, dass er der Einzige ist, der weiß, wo Thors Hammer versteckt ist. Nein, mein Leben ist eine von Göttern erdachte Soap-Opera: Hier steckt alles drin, von Familiendramen über Rachepläne bis zu einem ehemaligen Verlobten.

Wenn man es denn ein Verlöbnis nennen kann, wo es kaum einen Nachmittag hielt.

Allein bei dem Gedanken an Aric wird mir speiübel. Unser letztes Treffen ist schon länger her, doch bei der Vorstellung, dass ich ihn wiedersehe, verkrampft sich etwas in meiner Brust. Es wird unmöglich sein, ihm aus dem Weg zu gehen. Ich muss einfach so tun, als würde er nicht existieren.

In Everett halten wir vor einer roten Ampel.

Mein Vater brummt frustriert, als würde die Ampel uns absichtlich aufhalten, als hätte sie Aktien in diesem Spiel. Er versteht nicht, dass sich die Welt hier nicht nach seiner alten Rolex richtet.

Mit röhrendem Motor hält neben uns ein schwarzer Landrover De-

fender, und ich bewundere die Kraft unter dem Gaspedal. Die Scheiben sind runtergelassen, und auch wenn ich nur einen kurzen Blick hinüber riskiere, genieße ich die laute Musik, die meinen Vater regelrecht auf die Palme bringt, genauso wie der muskulöse Arm im offenen Fenster.

Vater rückt auf seinem Sitz herum und stößt ein leises Knurren aus. Ach, es sind die kleinen Dinge ...

Ich habe gelernt, mich über so was zu freuen.

Sobald die Ampel auf Grün springt, schneidet uns das Auto und rast davon. Wir fahren in dieselbe Richtung. Mein Vater setzt zu einem Monolog über die respektlose Jugend von heute an. Tausend Mal gehört. Hat null Effekt auf mich.

Als ein Rascheln das Auto erfüllt, weil Vater seine Zeitung zusammenfaltet, weiß ich, dass es nicht mehr weit ist. Mit jedem forschenden Falträusch wächst meine Anspannung.

Dann wendet er sich mir zu. Ich sehe ihn nicht an, aber sein modriger Geruch nach feuchter Erde schlägt mir entgegen. Kurz kneife ich die Augen zu, dann öffne ich sie.

Das Auto hält an, doch ich traue mich nicht, den Blick von meinem Vater abzuwenden. Es wäre ungehorsam. Bevor ich aussteige, muss ich ihm zeigen, dass ich weiß, wo ich hingehöre. Die Zeitung ruht vergessen auf seinem rechten Oberschenkel.

Er schlingt die Hand um den Kopf des goldenen Raben, der seinen allgegenwärtigen Gehstock verziert. Vater tippt mit dem tätowierten Daumen darauf, der schwere Goldring an seiner Hand klopft einen eindringlichen Rhythmus. Ich weiß, dass er das absichtlich macht; ich soll auf nichts anderes achten als ihn. Wahrscheinlich gehöre ich zu den wenigen Menschen auf dieser Welt, die wissen, welche Macht dieser Gehstock besitzt. Er ist ein Relikt aus der alten Welt und verbirgt ein Schwert aus Asgard-Stahl. Der Stock ist ein Teil von ihm, stets an seiner Seite.

»Ich muss dich wohl nicht daran erinnern, wie wichtig das hier ist, Rey.« Vaters freie Hand tastet nach seinem mit Edelsteinen geschmückten, geflochtenen weißen Bart. Seine Anspannung wird mit jedem Strich

nachlassen, während meine ins Unermessliche steigt. »Ich wollte ja keine Kinder, zumindest nicht ...« Er zieht eine Grimasse. »... dich.«

Ganz nebenbei ruft er mir wieder meinen Wert in Erinnerung.

Denn so sehr er mich auch braucht – er vergisst doch nie, mir meinen Platz in der Welt vor Augen zu halten.

Ich: ein Niemand, verglichen mit ihm.

So wie Laufey, so wie Rowen, so wie jeder andere Mensch in seinem Leben, war ich nie gut genug. Ich bin nur sein armseliger Bastard – seine Worte, nicht meine. »Verstanden.«

Die meisten Kinder ermuntert man von klein auf, sich hervorzutun.

Mir wurde von Geburt an eingeredet, ich sei begriffsstutzig.

Doch jetzt ist meine Zeit gekommen. Mir bleibt keine andere Wahl.

Vater nickt. »Du hast dich gut gemacht, entgegen den Bemühungen meiner Frau, in dir das Gegenteil von dem zu wecken, was ich anstrebe. Du hast jetzt sieben Tage Zeit. Eine Woche, um zu beweisen, dass du mehr wert bist, als ich gedacht habe.« Er greift nach meinem Kinn. Meine Lippen beginnen zu zittern. *Nicht weinen! Nicht bewegen!* »Alle werden dich bewundern. Sie werden gar nicht anders können, oder?« Er grinst, ein Lächeln voller Bosheit.

Denn er hat recht – man wird mich bewundern; die anderen werden keine andere Wahl haben. Mein Äthersinn wird sie fesseln, diese Anziehungskraft, so alt wie das Blut in meinen Adern. Menschen entscheiden sich nicht bewusst, mich wahrzunehmen. Sie tun es sogar gegen ihren Willen.

Wie passend, dass die einzige Gabe, die ich von meinem Vater geerbt habe, ein Fluch ist.

»Danke«, flüstere ich, und erneut hasse ich mich. »Für die Ehre, dir dienen zu dürfen.«

Seine Nasenlöcher weiten sich. Er beugt sich vor und flüstert mir ins Ohr: »Du hast da was am Schluss vergessen.«

Ich zittere nicht.

Schreie nicht.

Ich bin wie erstarrt.

Mit der Zunge fahre ich mir über die Lippen und füge hinzu: »Odin-vater.«

»Braves Mädchen. Jetzt geht's auf die Jagd.«

2.

REY

Als wir vor dem College halten, betätigt Vater nicht den Türgriff. Wie immer wartet er, bis Rowen ihm die Tür öffnet. Der Chauffeur. Wachmann. Schoßhund. Welche Rolle auch immer ihm heute zugewiesen ist.

Ich zupfe meinen langen schwarzen Mantel zurecht und setze die schwarze Sonnenbrille von Celine auf, als sei das die Rüstung, die ich brauche, um in das Lager des Feindes zu marschieren.

Die berühmte Familie Erikson hat sich überall auf dem Campus verewigt. Vor dem Gemeinschaftsraum steht eine Familienskulptur. Sie war in der Broschüre abgebildet, die ich zusammen mit der schriftlichen Zusage bekommen habe. Der Gründer Sigurd hält seine beiden Enkel Aric und Reeve in den Armen, die ihrem Großvater bewundernd ins strahlende Gesicht sehen.

Den jüngeren Bruder Reeve habe ich im Laufe der Jahre ab und zu bei Veranstaltungen getroffen. Oft genug, um zu wissen, dass ich lieber von einer Klippe springen würde, als auch nur vorzugeben, ich würde mich mit ihm anfreunden.

Sein älterer Bruder hingegen ... Aric hielt sich nicht damit auf, mir etwas vorzuspielen.

Er sprach so gut wie gar nicht, nur wenn er gezwungen war, und selbst dann war es eher ein Brummen oder ein stechender Blick, der das Selbstvertrauen seines Gegenübers zerpfücken sollte.

Nur das eine Mal nicht.

In diesem einen Moment, der nicht zählt, wie ich mir inzwischen ein-

geredet habe. Bei dem Aussetzer. Ein schwacher Moment. Den ich mir damals nicht erlauben konnte und heute erst recht nicht.

Die Brüder sind grundverschieden. Reeve redet, bis man ihn anfleht, endlich den Mund zu halten. Aric nimmt man kaum wahr – bis man feststellt, dass man sich immer wieder fragt, wie wohl seine Stimme klingt, wenn sie einen anspricht.

Und dann sein quälend schönes Gesicht.

Eine Kieferpartie wie aus Granit geschlagen. Welliges dunkles Haar, wie es sich Stylisten für Parfümwerbung erträumen – und ihm fällt es einfach mühelos in die Stirn.

»Hör mir ganz genau zu, Rey!« Vaters Stimme klingt monoton. »Hol den Hammer, sonst brauchst du nicht zurückzukommen.«

»Verstanden«, sage ich und nicke. Ich würde alles behaupten, nur um diese Verabschiedung hinter mich zu bringen.

Schon den ganzen Abend über hat er es mir eingebläut:

Den Hammer finden.

Jeden töten, der sich mir in den Weg stellt.

Ihn heimbringen.

Bei ihm klang das unglaublich einfach. Vielleicht wird es das auch sein, denn seit meiner Kindheit weiß ich ganz genau, wer wir sind.

Die Eriksons nicht.

Instinktiv klammerten sie sich an die Macht, umkreisten meine Familie seit Jahrzehnten, ohne den Grund zu verstehen. Sie glauben, es gehe ums Geschäft – Gebietsansprüche, geerbter Wohlstand, zerbrochene Bündnisse.

Doch die Wahrheit ist älter. Blutgetränkt. Göttlichen Ursprungs.

Der Krieg zwischen Göttern und Riesen endete nicht mit der Eroberung durch Odin, sondern mit dem Auslöschen.

Mein Vater löschte die Erinnerungen seiner Gegner.

Komplett.

Nur seine eigenen natürlich nicht.

Und die der wenigen, die sich erinnern sollen.

Rowen.

Laufey.

Dann gibt es Menschen wie mich, denen Odin dieses Wissen schenkte.

Die Wahrheit legt uns an die Kette.

Er lässt uns nie vergessen, wer wir sind. Wie ein Versprechen, das er nicht beabsichtigt zu halten, winkt er uns mit der Freiheit.

»Wenn du den Hammer nicht findest, bist du nicht die Einzige, die leiden wird.« Er schnippt gegen den Riemen des blauen Rucksacks zwischen uns, den er mir heute Morgen gegeben hat. »Da ist alles drin, was du brauchst. Lies dir die Informationen gut durch und vergiss nicht, wer es zu spüren bekommt, wenn du nicht gehorchst.«

Meine Kehle schnürt sich zu, ich kann nur nicken.

Aric wird nichts ahnen, falls er mir im Weg sein sollte. Er wird erst merken, dass es zu spät ist, wenn das Messer zwischen seine Rippen gleitet. Dann habe ich ihm bereits alles genommen.

Ich werde es tun, weil mein Vater recht hat. Er hat immer recht, was die Welt und unsere Feinde betrifft.

Vielleicht bin ich tief in mir doch nicht so anders als der Mann, der mich gezeugt hat – rücksichtslos und bereit, alles zu tun, was getan werden muss, um meinen Willen durchzusetzen.

Einen flüchtigen Moment lang schnürt mir wieder die Scham die Kehle zu, gefolgt von Reue, doch ich werde das schaffen.

Ich *muss* es schaffen.

Ich zerknülle Laufey's Zettel, bis mir die Finger wehtun, dann ziehe ich die Hand aus der Tasche. Jetzt ist nicht der Zeitpunkt für einen Zusammenbruch. Ich erinnere mich selbst daran, dass ich eine Aufgabe habe und mich nur darauf konzentrieren darf. Jetzt gibt es kein Zurück mehr.

Wie aufs Stichwort öffnet Rowen die Wagentür.

»Braves Mädchen«, wiederholt Vater und steigt aus.

Ich greife nach meinem Rucksack, doch Rowen ist schon da – er hält meine Tür auf und nimmt ihn mir aus der Hand, als sei er schwerelos. Nur kurz fängt er meinen Blick ein, doch es reicht. Es reicht, um

meine Resignation zu sehen. Die Scham. Die stille Niederlage, die nicht schreit – sie setzt sich einfach in der Brust fest und fault dort vor sich hin.

Trotzdem lächele ich Rowen schwach an. Lüge mit blitzenden Zähnen. Es ist gut. Alles ist gut.

Mein Vater hat mir mal erzählt, dass Rowens Familie unserer schon seit Generationen dient – als würde sie das adeln. Als seien geerbte Ketten eine Art Vermächtnis. Wir gingen am Strand spazieren, die Wellen nagten am Ufer, und ich fragte ihn, wie lange Rowens Familie noch Buße tun müsse.

Er bückte sich, nahm eine Handvoll Sand und sagte: »So lange, bis der hier weg ist.«

»Der Sand in deiner Hand?«, fragte ich.

»Auf der ganzen Welt.«

So viel dazu. Lebenslang ohne Aussicht auf Berufung. In Knochen geformte Loyalität.

Er wischte seine Hände an der Hose ab und ging davon, bohrte seinen Stock bei jedem Schritt tief in den Sand – absichtsvoll, heftig, als wollte er, dass der Strand ihn nicht vergaß.

Das war es. Gespräch beendet.

In dem Moment wusste ich, dass dasselbe für mich, für Laufey und alle anderen im Kreis meines Vaters galt. Wir würden nie frei sein, solange er uns nicht freiließ.

Und Rowen? Er nimmt es einfach als sein Schicksal an, weil er das Gefühl hat, versagt zu haben. Seine Narben beweisen es.

Den Geschichten nach zu urteilen, die ich aus meiner Kindheit kenne, war es nicht immer so. Was ging schief? Seit wann geht es nur noch darum, wer die größte Macht hat? Den größten Reichtum? Wann ist unsere Welt so korrupt geworden? Ich habe nie danach gefragt.

Ich glaube, ich habe keine Angst mehr vor der Antwort. Nicht wirklich. Was mir jetzt Angst macht, ist das Wissen, dass es egal ist. Zumindest nach allem, was passiert ist. Die Wahrheit wird niemanden retten. Am wenigsten mich.

Rowen steht am geöffneten Kofferraum und wartet. Ich gehe zu ihm,

gebe mir ein wenig zu sehr Mühe, meine Schritte leicht aussehen zu lassen und meinen Atem zu kontrollieren.

Weitere Wagen fahren auf den Parkplatz. Manchen Eltern laufen die Tränen über die Wangen, andere plagen sich mit Gepäck und halbherzigen Umarmungen. Alles ist zu laut, zu *normal*. Vielleicht beugt sich mein Vater deshalb plötzlich vor und legt mir einen Arm um die Schultern. Es ist, als spielte er den Menschlichen.

Ich erstarre. Er drückt sich an mich, seine Wärme ist ungewohnt und ungewollt. Ich fühle mich fremd im eigenen Körper.

Er klopft mir auf den Rücken. Dann löst er sich wieder und lässt sein unnatürlich weißes Lächeln aufblitzen, das nie bis zu seinen Augen reicht. »Ich werde versuchen, dich zu vermissen, Tochter.«

Das klingt schon eher nach der Verabschiedung, die ich von Odinvater erwartet habe.

Ohne ein weiteres Wort wendet er sich ab und steigt wieder in den Mercedes. Die Tür schließt sich mit einem leisen Klicken. Für mich klingt es wie ein Todesurteil. Endgültig. Ich spüre, wie es sich in meiner Brust festsetzt.

Rowen hievt meine weiteren Taschen und den großen Koffer aus dem Kofferraum, ohne mich anzusehen. Ohne überhaupt irgendwo hinzusehen.

Als wir auf den Bürgersteig treten, wird das Fenster gerade so weit heruntergelassen, dass mein Vater zu sehen ist. »Tick, tack, Rowen.«

Dann gleitet die Scheibe wieder hoch.

»Pass auf dich auf«, sage ich zu Rowen, während er mein Gepäck abstellt. Ich kann nicht verhindern, dass meine Stimme bricht und ich das Gefühl habe, in ein leeres Grab zu fallen, das mein Vater für mich ausgehoben hat. »Hier trennen sich unsere Wege. Bleib am Leben. Schreib mir nicht.«

Ich hasse es, so grausam zu ihm zu sein, aber es ist leichter, jetzt den Kontakt abubrechen, bevor ich zu tief drinstecke. Ich kenne mich. Ich würde Rowen mit mir in die Tiefe ziehen, und in einem Moment der

Schwäche – eine Todsünde in dieser Familie – würde ich ihn bitten, mich zu retten.

Und Rowen würde es tun. Immer. Dann würde er den Preis dafür zahlen, genau wie beim letzten Mal. Als ihm alles genommen wurde.

Rowen kratzt an den Narben, die sich an seinem rechten Arm entlangziehen, und antwortet nicht, doch ich sehe an seinem angespannten Unterkiefer, wie viel ihn das Schweigen kostet. Ich konzentriere mich auf die Narben. Auch wenn ich mir nicht ansatzweise vorstellen kann, was er mitgemacht hat, verstehe ich genug, um zu wissen, dass er alles gegeben hat und ihm das Kostbarste genommen wurde, das ihn zu dem gemacht hat, was er ist.

Das ist alles, was er bereit ist zu erzählen. Bis heute habe ich keine Ahnung, was genau er verloren hat. Ich weiß nur, dass seine Schuldgefühle gewaltig sein müssen, wenn er für meinen Vater arbeitet, ohne ihn im Schlaf zu ermorden.

Als Rowen merkt, was er tut, wird er blass. Der Wind zerzaust sein blondes Haar, er sieht mir in die Augen. Seine natürliche Schönheit ist das perfekte Beispiel dafür, wie Aufopferung aussieht.

Mir kommen die Tränen.

Rowen war immer mein Anker. Jetzt zwingt er mich, ein Leben zu führen, in dem wir uns nicht mehr aufeinander verlassen können.

Er heftet den Blick auf die blaue Tasche mit den Dossiers meines Vaters. Ich weiß, was Rowen denkt. *Lauf. Lauf davon.* Aber das ist keine Option. Mein Vater und seine ... Leute sind skrupellos. Erbarmungslos.

Und meine Stiefmutter ist seine Geisel.

Ich habe Angst, dass mein Vater fragt, warum wir so lange brauchen, deshalb hebe ich schnell meine Taschen hoch und umfasse den Koffergrieff. Ich nicke Rowen zu. Mehr bringe ich nicht zustande. »War schön mit dir.«

Das ist gelogen.

Tatsächlich war es der siebte Kreis der Hölle, und jetzt trete ich in den nächsten, aber ohne Rowen an meiner Seite.

Seine Augen sind so groß, als wollten sie mich verschlingen. »Du kommst doch zurück, oder?«

Zum ersten Mal, seit mein Vater mich vor einigen Wochen beiseitegenommen hat, würde ich am liebsten weinen. Damals war ich fast glücklich, hatte mich darauf gefreut, an der Universität Seattle Psychologie zu studieren. Zum ersten Mal überhaupt erlaubte ich mir, mich auf etwas zu freuen, auf einen Neuanfang hinzufiebern, auf möglicherweise echte Freiheit. Frei von meinem Vater zu sein, vom intensiven Lernen, dem Kampftraining – und dann zwang er mich, mich stattdessen an der Endir-Universität einzuschreiben.

Ich war am Boden zerstört.

Anfangs hatte ich angenommen, dass die letzten zwei Jahre Ausbildung und Misshandlung – Schläge bei Versagen, Essen als Belohnung – die Strafe dafür waren, dass ich von einem Erikson zurückgewiesen worden war. Meine Demütigung musste gesühnt werden. Ich dachte sogar, ich sei nur deshalb mit dem Äthersinn verflucht worden, damit mein Vater nie wieder diese Schmach erdulden müsste, dass ich von jemandem zurückgewiesen wurde. Wie sehr ich in jeder Hinsicht danebenlag!

Doch diese Gedanken sind jetzt sinnlos. Ich bin in Endir und habe etwas zu erledigen.

Ich lächele Rowen zaghaft an. »Natürlich. Ich würde meinen besten Freund nie im Stich lassen«, sage ich halbwegs munter.

Er erwidert das Lächeln nicht. »Dann sehen wir uns auf der anderen Seite?«

Ich bin ja nicht blöd. Und er auch nicht.

Er kennt die Gefahren und kann mit seinen Narben bezeugen, was passiert, wenn etwas nicht nach Plan läuft.

Ich presse die nächsten Worte hervor: »Auf der anderen Seite soll es gar nicht so übel sein.« Tatsächlich könnte der Tod für uns beide der einzige Ausweg sein.

Rowen schluckt, dann lächelt er breit und überzeugend. »Da gibt's wahrscheinlich total fettige Pommes. Mindestens.«

Ihr Götter, was hätte ich dafür gegeben, auf der Fahrt hierher neben

ihm zu sitzen, über seine trockenen Witze zu lachen und meine Ängste im Zaum halten zu können. Ehrlich, alles wäre besser gewesen, wenn ich neben ihm gesessen hätte.

»Ich liebe Pommes«, sage ich schließlich.

»Ich sorge dafür, dass du extraknusprige bekommst, wenn wir uns wiedersehen.«

Ich streiche eine unsichtbare Falte aus meinem Kaschmirpullover, versuche verzweifelt, den Moment in die Länge zu ziehen. Es bleibt nur noch, »Viel Glück!« und »Bitte bleib am Leben!« zu sagen, aber das Glück war noch nie auf meiner Seite, und ein früher Tod ist für uns beide das wahrscheinlichste Ende.

»Wird bestimmt langweilig ohne mich«, sage ich schließlich.

Rowen hebt die Hand, lässt sie jedoch gleich wieder sinken und ballt sie zur Faust. Als wollte er mir über die Wange streicheln und hätte es sich dann doch anders überlegt. »Ja, ich bin einfach zu ungeduldig.«

»Sind wir das nicht alle?«, necke ich ihn.

Die Hupe ertönt, wir zucken zusammen. Dass mein Vater sich die Mühe macht, sich nach vorne zu recken und zu hupen, bedeutet, dass er mehr als verärgert ist.

Rowen senkt den Kopf. »Also dann, wir sehen uns auf der anderen Seite, wo es keinen Krieg gibt.« Er hält die Hand rechts neben das Gesicht und fährt mit ihr über die Wange bis zur Brust, wo er die Handfläche nach oben dreht, ein alter Gruß an die Götter. »Kein Krieg gegen sie.«

Mit trockenem Mund flüstere ich: »Sondern Leben für uns.«

»Ja, Leben«, flüstert er. »Auf eine gute Jagd, Tochter von ...«

Ich schüttele den Kopf.

Ich kann gut darauf verzichten, dass er diesen verfluchten Titel in meiner neuen Welt laut ausspricht. Dessen Gewicht ist schwer zu ertragen. Alles fühlt sich schon so schwer an. Alles fühlt sich *falsch* an.

Vielleicht, weil es das ist.

»Alles wird gut«, sage ich.

Ich finde es furchtbar, wie leicht mir die Lügen inzwischen über die Lippen gehen.

Noch furchtbarer finde ich, dass ich die Lüge sogar selbst glauben will.

3.

ARIC

Ich beiße die Zähne so fest aufeinander, dass mir der Kiefer schmerzt, und reibe mir über den Eintagebart, als könnte ich die Anspannung austreichen. Es wäre besser, wenn ich laufen oder duschen ginge. Oder mich rasieren würde. Wenn ich so tun würde, als sei ich bereit für die Ankunft neuer und alter Studierender.

Doch ich bleibe, wo ich bin.

Ich stehe schon so lange an diesem Fenster und schaue hinunter auf die kreisförmige Auffahrt vor den Toren von Endir, dass die Scheibe von meinem Atem beschlagen ist.

Ich beobachte. Warte.

Auf sie.

Auf den absolut letzten Menschen, den ich je wiedersehen wollte.

Vor zwei Jahren beging ich an jenem Tag am Strand den Fehler, ihr einen Gefallen zu tun. Und sie ging direkt zu ihrem Vater. Nur wenige Tage später waren meine Eltern tot.

Ich wünschte ihr, in der Hölle zu schmoren.

Als ich ihren Namen letzte Woche auf der Liste der Erstsemester sah, erstarrte ich. Mein Bruder Reeve las über meine Schulter mit, und ich spürte den Moment, als auch er ihren Namen erblickte, denn er machte einen Schritt nach hinten, als hätte ich ihn bedroht.

Was mich nur noch mehr ankotzte. Ich bin nicht gewalttätig. Meistens jedenfalls nicht.

Mein Großvater ist ein gerissener Mistkerl. Auf seinem Campus ge-

schiebt nichts ohne sein Wissen. Das heißt, wenn sie herkommt, hat er es gestattet. Er *wollte* es. Die Frage ist nur: warum?

Ich stütze mich mit einem Arm auf das Fensterbrett und warte. Ihn selbst brauchte ich gar nicht erst zu fragen. Er antwortet nur, wenn er will. Im Moment will ich lediglich einen Blick auf die Frau werfen, die dafür verantwortlich ist, dass meine Familie zerstört wurde. Einen Blick, der mir bestätigt, dass ich nichts als Hass für sie empfinde.

Als hätte ich sie heraufbeschworen, fährt eine lange schwarze Limousine vor. Rey Sterne steigt aus, und der Regen fällt auf ihr glänzendes dunkles Haar.

Ich sehe sie nur flüchtig, dann wendet sie sich schon ab – doch es reicht.

Bei unserer letzten Begegnung hatte sie wilde Locken und trug eine zerrissene Jeans und ein zu großes Sweatshirt der NYU mit einem Senfleck am Ärmel. Komisch, an was man sich so erinnert.

Und jetzt? Ist alles anders. Glattes, so streng nach hinten gekämmtes Haar, dass es wehtun muss. Riesengroße Sonnenbrille. Die Lippen aufeinandergepresst. Sie wirkt eiskalt. Langer schwarzer Mantel, weite, dunkle Jeans, Stiefel mit hohen Absätzen, grauer Pulli. Jedes Detail abgestimmt, berechnet.

Ich atme tief aus, und zum ersten Mal seit über einer Woche lässt die Anspannung in meinem Kiefergelenk nach. Es wird mir nicht schwerfallen, diese Rey zu hassen.

Ich schaue zu, wie der Kofferraum geschlossen wird und Rey und ihr Vater sich in den Arm nehmen, bevor er wieder ins Auto steigt. Dann stellt sie sich mit dem Chauffeur auf den Bürgersteig. Sie stehen zu nah beieinander.

Ich wische über die beschlagene Scheibe und bilde mir ein, ihre Stimme zu hören. Kann es sein, dass sie bis zu meinem Fenster im ersten Stock getragen wird? Auch wenn wir einander seit Jahren nicht gesehen haben, werde ich eine Stimme wie die von Rey nie vergessen.

Sie ist voller Widersprüche: sanft und leicht, wenn es gar nicht angebracht ist, und absolut schneidend, wenn es sein muss. Eine Stimme, die

wie ein Messer in dich fährt und dich in deine Einzelteile zerlegt, und du bist auch noch dankbar dafür! Bis du merkst, dass es zu spät ist und du bereits verblutest.

Ich erschauere. Vielleicht überlebe ich dieses Semester nicht.

Ich weiß gar nicht, warum ich immer noch runterschaue. Es sollte mir egal sein, ist es auch. Ich bin nur neugierig.

Von hier oben sieht sie kleiner aus, als ich sie in Erinnerung habe. Fast zerbrechlich.

Sie hat sich leicht vom Chauffeur abgewandt, als sei sie schon halb weg. Er sagt etwas, doch sie lacht nicht. Lächelt nicht mal. Nickt nur kurz, die Hände in den Manteltaschen.

Weitere Studierende treffen ein – Eltern schleppen Koffer, wollen ihre Kinder gar nicht mehr loslassen, machen Fotos auf dem Handy und lachen. Rey bewegt sich anders. Sie hat nicht dieses kindliche Staunen der anderen. Sie ist gefasst. Ruhig. Als würde sie zu einer Beerdigung gehen, nicht den ersten Tag am College erleben.

Der Chauffeur nähert sich ihr. Sie zuckt nicht mit der Wimper. Beugt sich auch nicht vor.

Stattdessen hebt sie leicht den Kopf und lässt den Blick über die Gebäude schweifen. Er reicht nicht bis zu meinem Fenster, dennoch mache ich einen Schritt nach hinten.

Nicht, dass ich mich verstecken würde.

Reine Gewohnheit.

Ihr Auftreten ist noch genauso, wie ich es in Erinnerung habe: reserviert, entschlossen, fast brutal. Sie ist ein Monster in der Gestalt eines Engels.

Als sie auf mich zukommt, wende ich den Blick von ihr ab. Mein Vater hat immer gesagt, ich solle dem Sturm nicht ins Auge schauen – schon gar nicht, wenn er ein menschliches Antlitz hat.

Das habe ich zu spät begriffen.

Beim letzten Mal habe ich alle Warnzeichen ignoriert und einen zu hohen Preis dafür gezahlt. Jetzt sind meine Eltern nur noch eine Erinnerung – nichts als Asche und Schweigen.

Und der Mann, der für dieses Schweigen verantwortlich ist, hat Rey großgezogen.

Langsam atme ich aus, bis sich meine Schultern entspannen, dann sehe ich auf mein Handy. Heute ist der erste Tag, trotzdem löst diese Frau ganz schön was in mir aus. Hoffentlich ignoriert sie mich so, wie ich sie zu ignorieren gedenke.

Warum um alles in der Welt ist sie in Endir? Warum gerade sie? Die Tochter des Bösen in Person?

Ich hasse ihren Vater.

Ich hasse sie.

Ich verachte alles, wofür ihre Familie steht und was sie getan hat, um meine zu zerstören. Haben die Stjernes noch nicht genug angerichtet? Müssen sie auch noch den letzten Frieden stören, der mir gegönnt ist?

Rey dreht sich um, und das durch die Wolken fallende Sonnenlicht hüllt sie in einen jenseitigen Glanz. Sie schaut hoch und sieht mir einen Augenblick lang ins Gesicht. Durch mich hindurch. Aber nein, sie kann mich ja nicht erkennen.

Ich werde einen weiten Bogen um sie machen und hoffen, dass sie sich ebenso verhält. Ich habe hart für den Frieden gearbeitet, den ich an diesem Ort genieße. Den werde ich nicht einfach aufgeben.

Eins steht fest. Rey Stjerne kann in der Hölle schmoren.

Wird sie vielleicht auch.

Wenn ich mich von ihr fernhalte. Wenn ich die Kontrolle behalte.

Allerdings fühlt sich beides nicht sehr wahrscheinlich an, denn mein Herz schlägt so heftig, als wüsste es bereits, was kommen wird.

4.

REY

Der Wagen meines Vaters verschwindet in der Ferne, doch ich sehe ihm nicht nach, sondern schließe die Augen, um meine Mitte zu finden. Ich bin bestens vorbereitet. Die Luft hat sich kaum merklich verändert, ich spüre eine unsichtbare Aufladung. Ein Sturm zieht auf.

Als eine Gruppe Studierender an mir vorbeigeht, öffne ich die Augen. Ich muss los, bevor es noch stärker regnet.

Ich nehme meine Taschen und gehe in Richtung der Unterkünfte. Den Koffer ziehe ich hinter mir her, die Reifen holpern über die Steine, als wolle er genauso wenig hier sein wie ich.

Der Wind frischt auf und schlägt mir Haarsträhnen ins Gesicht. Der See links liegt vollkommen ruhig da. Das Wasser kräuselt sich nicht mal.

Ich suche das Ufer ab, bis ich die zum Campus gehörigen Gebäude erblicke, sie zum ersten Mal wirklich *sehe*. Was mich da anstarrt, ist nicht von dieser Welt.

Der Campus von Endir schält sich aus der Landschaft, als sei er nicht gebaut, sondern freigelegt worden. Es handelt sich um eine Ansammlung von Gebäuden aus den Achtzigerjahren, dazwischen stehen ältere, die sich nicht datieren lassen. Die meisten sind aus einem unbekannten schwarzen Stein gebaut, glatt geschauert von Alter und Mythen. Angeblich waren sie das Letzte, was die Götter oder die Riesen erschufen, bevor die Welt zerbrach. Dahinter ragen massiv und unnachgiebig die Berge auf, Hütern gleich, die etwas bewachen, was zu alt ist, um einen Namen zu haben, und zu gefährlich, um es zu vergessen.

Mein Vater sagt, das älteste Gebäude sei selbst mit der Radiokarbon-

methode nicht zu datieren, doch da die Aussage von ihm kommt, speichere ich sie ab unter: vielleicht wahr, vielleicht Propaganda. Das spielt keine Rolle. Dieser Ort ist auf jeden Fall so alt, dass er ein Unwohlsein in mir auslöst.

Dies ist kein normaler Campus.

Und die meisten Studierenden, die hier herumlaufen, sind auch nicht normal – selbst, wenn sie das von sich glauben.

Einige, wie Aric, sind aus Gründen hier, die sie selbst nie verstehen werden. Und der Rest? Hauptsächlich Sprösslinge reicher Familien, die so tun, als hätte ihnen ihre Intelligenz und nicht ihre Herkunft einen Platz in dieser heiligen Institution verschafft.

Ich schleppe mein Gepäck über die Steinplatten und stolpere fast, als ein Kofferrad stecken bleibt. Ich schaue nach und entdecke, dass in einen der kleinen Pflastersteine ein Zeichen geschlagen ist, das wie die Rune Thurisaz aussieht. Wow, unglaublich. Ich bin noch keine Viertelstunde hier, und schon begrüßt mich die Rune, die für Zerstörung steht.

Von meinem Vater weiß ich, dass es sechszwanzig Runen gibt, jede mit eigener Bedeutung und Fähigkeit. Den Menschen sind natürlich nur vierundzwanzig bekannt. Unabhängig davon, wie viele von ihnen es gibt, bin ich wirklich nicht gerade scharf darauf, über gerade diese Rune zu stolpern.

Ich brauche kaum eine Erinnerung, wie gefährlich mein Aufenthalt hier ist.

Immer wieder sehe ich mich um und prüfe, ob ich nicht irgendeine Falle ausgelöst habe, doch es passiert nichts. Nur der nächste kalte Windstoß fährt über mich hinweg. Den Göttern sei Dank.

Wird es das ganze Semester so sein? Werde ich mich ständig fragen, was sicher ist und was nicht? Mich regelmäßig umgucken, jeden und alles hinterfragen? Ich habe nicht damit gerechnet, dass hier sogar die Luft anders riecht. Mein Vater meinte ja, die Tasche, die er mir mitgegeben hat, enthalte alle notwendigen Informationen, um meinen Auftrag auszuführen. Ich bin noch nicht lange hier, aber glaube bereits jetzt, dass er gelogen hat.

Vielleicht hat er deswegen keinen Fuß auf den Campus gesetzt.

Ich überlege.

Besitzt dieses College einen Schutz vor ihm? Vor unserer Familie?

Ich mache einen Bogen um die Rune und schüttele den Kopf. Ich habe nicht daran gedacht, meinen Vater danach zu fragen, doch jetzt beschäftigt es mich. Ich umfasse meine Taschen fester, nehme wieder den Koffergriff und steuere auf das Wohnheim zu. Es wimmelt vor fröhlichen Studierenden und bunten Schildern, die sie in Endir begrüßen, als würde die Zeit auf dem College ihr Leben grundlegend ändern.

Wenn ich noch Humor hätte, würde ich lachen.

Ein schlaksiger Rotschopf stößt mit mir zusammen, entschuldigt sich schnell mit einem gemurmelten »Oh, sorry«.

Sein Blick wandert an mir hinauf und hinunter. Nein. Bitte nicht heute.

Ich bilde mir gerne ein, dass ich gut darin bin, meine Gefühle zu verbergen, deshalb hebe ich nur den Kopf und mache das, was ich am besten kann – charmant sein. »Kein Problem. Ich habe nicht darauf geachtet, wo ich hinlaufe.«

Er reißt die braunen Augen auf. »Oh, ähm, okay. Aber es tut mir wirklich leid. Wie heißt du? Bist du neu hier?«

Ich lächele. »Wir sehen uns bestimmt noch.«

Er runzelt die Stirn, als sei ihm nicht ganz klar, wo er ist. »Ja, klar. Beim nächsten Mal passe ich besser auf, wenn ich hier herumlaufe.«

»Tja, da passieren echt schlimme Unfälle.«

Er lacht, macht kehrt und stolpert im Weggehen über seine eigenen Füße.

Mein Vater sagt, es sei eine Gabe, dass andere sich in meiner Gegenwart kurzfristig vergessen, und ich wollte ihn immer schon fragen, wie er es finden würde, wenn er nie wüsste, was die Menschen wirklich von ihm halten. Wobei, er weiß es natürlich sowieso. In welcher Welt würden sie keine Angst vor ihm haben?

»Schon neue Freunde gefunden?«, fragt eine bekannte Stimme hinter

mir. »Was kommt als Nächstes? Läufst du mit einem Welpen herum, um dich leutselig zu geben, nur um ihn anschließend zu ertränken?«

Na super. Ich muss mich nicht mal umdrehen.

»Reeve.«

Arics Bruder, der Schlagzeilenprinz, geboren für die Regenbogenpresse und allergisch gegen jegliche Verantwortung. Die Sorte Mensch, bei dem Partys zu Kriegsschauplätzen mutieren, die er jedoch immer unversehrt verlässt. Er ist nicht auf herkömmliche Weise gefährlich – ihm ist einfach egal, wer unter die Räder kommt, solange er sich unterhalten fühlt.

Ich drehe mich um, als hätte ich alle Zeit der Welt. Sein hellbraunes Haar ist so zerzaust, dass ich mich frage, ob es genauso wirr ist wie Reeve selbst. Seine grünen Augen sind fest auf mich gerichtet, und mir entgeht nicht der leichte Spott in seinem Lächeln. Er will sich unbedingt im Gespräch mit mir duellieren; das spüre ich.

Er wartet auf meine Antwort. Ich komme ihm ganz nah und mache: »Buh!«

Er schmunzelt. »Netter Versuch. Aber nichts ist gruseliger, als seinen Abschluss zu machen und einen richtigen Job suchen zu müssen.« Er schiebt eine Hand in die Hosentasche, in der anderen hat er ein iPad. Er wiegt sich auf den Fersen vor und zurück. »Du bist endlich groß genug für deine Ohren. Schön für dich.«

Ich schüttele den Kopf. »Und du hast es leider verpasst, dein unreifes Mundwerk abzulegen.«

Er grinst nur noch breiter, wie um mir recht zu geben. »Kann mich nicht beschweren.«

»So, das war nett, aber jetzt muss ich mich hier anmelden. Morgen beginnt die Einführungswoche. Hat Spaß gemacht; müssen wir bei Gelegenheit wiederholen.« Ich winke lässig und lasse ihn stehen.

Als ein Pfiff ertönt, bleibe ich stehen und drehe mich um. *Das muss ein Witz sein.* »Hat dir tatsächlich jemand eine Pfeife gegeben?«

»Ich weiß, das Leben ist ungerecht. Das war meine Bedingung dafür,

dass ich den Studierenden beim Einzug helfe.« Um mich zu ärgern, nimmt er die Pfeife wieder zwischen seine vollen Lippen.

Ich funkele ihn an. »Du kannst aber schön blasen!«

Sofort nimmt er sie aus dem Mund. »Komisch, das müsste ja eigentlich ich sagen, aber gut, wenn du wirklich willst, mach ich's dir noch mal vor ...«

Ich stöhne. »Ich habe keine Zeit für so was.«

Grinsend hält Reeve sein iPad hoch. »Dann legen wir mal los. Du stehst hier auf der Liste, also ... Willkommen zu deinem ersten Jahr auf dem College, Rey Stjerne!«

Na super, das geht ja gut los. »Bei dir klingt mein Name wie ein Fluch.«

»Jep.«

»Deiner ist auch nicht besser.«

»Glaub ich schon.« Er schnaubt verächtlich, dann tippt er auf das Display des iPads und beginnt vorzulesen: »Wir hier an der Endir-Universität sind überzeugt, dass die Welt unseren Studenten zu Füßen liegt. Je mehr du in dich und deine Zukunft investierst, desto weiter wirst du es hier bringen. Schau dir die erhabene Bergkette an, die wunderschönen Wälder rund um den Campus, den majestätischen Lake Stevens ...«

Er hält inne. »Muss ich dir das wirklich alles vorlesen? Es wird eh ein langer Tag, und wie ich dich kenne, macht dich das hier nur noch wüender.«

Nun, zumindest besitzt er einen gewissen Selbsterhaltungstrieb. »Ja, hör bitte auf.«

»Oh.« Reeve legt die Hand auf die Brust und zwinkert mir zu. »Du hast gelernt, ›bitte‹ zu sagen. Wirklich ein Fortschritt!«

»Und du hast lesen gelernt. Wir sind beide erwachsen geworden, haben uns enorm weiterentwickelt. Kein Fortschritt ist zu klein, was?«

»Hab ich dir schon mal gesagt, wie charmant du bist? Nein? Also, ich freue mich so, dass dein blutrünstiger Vater einen Haufen Geld ausgegeben hat, um dir einen Platz in Endir zu sichern, obwohl es viele Colleges gibt, die weit, weit, weit von uns entfernt sind.« Reeve seufzt. »Schade,

dass du den Platz hier angenommen hast, denn das heißt, dass ein armer unschuldiger Student jetzt zu Hause sitzt und sich fragt, warum er mit seinem Superzeugnis und der ganzen Freiwilligenarbeit im Tierheim nicht genommen wurde.«

Mein Magen fühlt sich an wie ausgehöhlt. Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Doch ich kann nur feixen. »Das Leben ist hart. Dann rettet er den nächsten Welpen und kommt drüber weg.«

»Du bist ein Monster.«

Ich lege all meinen Schmerz in meine Stimme. »Nein, ich bin schlimmer.« Es klingt wie ein Knurren, aber das stört mich nicht.

Reeve schweigt. Vielleicht ist das seine Antwort, als ob er längst weiß, in was für einen Menschen mein Vater mich verwandelt hat. Er hat ja keine Ahnung.

Reeve schaut an dem einschüchternden Gebäude hinauf, vor dem wir stehen. »Wenn du die nächsten fünf Minuten lieb bist, helfe ich dir vielleicht sogar, dein Gepäck nach oben zu tragen.« Er schnippt mit den Fingern. »Und bevor ich's vergesse: Wir raten den Studierenden, nachts die Fenster aufzulassen. Dann können die Geister rausfliegen, damit sie keinem was antun.« Er tippt sich ans Kinn. »Hmm, wobei ... *dein* Fenster lass mal besser zu.«

Ich atme tief durch. Bei den Göttern, ich hatte vergessen, wie nervig Reeve sein kann. »Zum Glück glaube ich nicht an Geister.«

Er zuckt mit den Schultern, sein Blick schweift an mir vorbei. »Tja, dann warte mal die erste Nacht ab, vielleicht ändert sich das.«

Ein sportlicher Typ läuft in einem Endir-Hoodie an uns vorbei und klopft Reeve auf die Schulter. »Party time!«

»Lass ich mir nicht entgehen«, erwidert Reeve und hält die Hand zum Abklatschen hoch, der andere verschwindet in der Menge. Der Austausch hat vielleicht zwei Sekunden gedauert, Reeve integriert ihn ansatzlos – als hätte er das schon hundert Mal getan.

Mit demselben Grinsen wie zuvor dreht er sich wieder zu mir, als seien wir gar nicht unterbrochen worden.

Ich beiße mir auf die Wange, grundlos verärgert darüber, dass er

Freunde und ein Sozialleben hat – ich hingegen nicht. »Angst vor *Geistern*, Reeve?«, necke ich ihn.

»Bin nur besorgt.« Er nickt, fängt wieder meinen Blick auf. »Vielleicht ist dies der Moment, wo ich alle Warnungen an dich weitergebe, die man hier als Neuling erhält, wenn man zu neugierig ist, als einem guttut. Du bist ausdrücklich mitgemeint.«

»Hab ich mir schon gedacht. Gut, dann heraus mit den Gruselgeschichten! Erzähl, und zwar schnell. Ich langweile mich schon.«

»Du bist wirklich süß.«

»Gleichfalls.«

»Das war ironisch gemeint.«

»Ebenfalls.«

Reeve verdreht die Augen. »Na gut, hör zu! Regel Nummer eins: Geh nach Mitternacht nicht zum See! Das klingt seltsam und abergläubisch, aber hier wurden schon zu oft Wetten abgeschlossen, genau das zu tun.« Er zuckt mit den Schultern, als seien die Leute selbst schuld an ihrem Unglück. »Wir wissen nicht genau, ob es daran liegt, dass der See so dunkel ist und die Leute, die nachts reinspringen, nicht mehr sehen können, wo oben und wo unten ist, jedenfalls überleben die meisten das mitternächtlige Bad nicht.«

»Wahnsinn.« Ich kann ganz gut schwimmen, aber meine Angst vorm Ertrinken bewahrt mich meistens davor, in irgendwelche gruseligen Seen zu waten.

Reeve ignoriert meine Bemerkung. »Weiter mit Regel Nummer zwei. Halt dich vom Tempel des Ormir fern, solange dich niemand offiziell mit hineinnimmt. Kurz gesagt, hat der Staat ihn zum Denkmal erklärt, und das soll auch so bleiben, obwohl er wirklich verdammt unheimlich ist.«

»Verstanden: Der Tempel des Ormir ist verdammt unheimlich, nur mit Reiseleitung betreten.« Ich nicke. »Ist Ormir nicht ein anderer Name für Ymir? Den Urriesen aus der nordischen Mythologie?« Ich lauere darauf, dass Reeve sich irgendwie verrät und mir zu erkennen gibt, dass er mehr weiß, als er sollte.

Vater hat immer gerne erzählt, dass er derjenige war, der zur vorüber-